

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 51. — Sonntag (3. Advent), den 17. Dezember 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Deutscher Christbaumschmuck — Deutsches Spielzeug

Von Regierungsseite wird dem Volke der Kauf von Christbaumschmuck ans Herz gelegt, um die katastrophale Notlage der erzgebirg.-thüring. Heimindustrie zu lindern. In diesem Zusammenhange dürfte nachstehende Betrachtung über Werden und Bedeutung der deutschen Christbaumschmuck- und Spielzeugindustrie von Interesse sein.

Bunter, glitzernder Schmuck prangt am Weihnachtsbaum. Heller Lichterglanz spiegelt sich tausendfach in unzähligen bunten Kugeln und Perlenschnüren. Silberschwerer hängt Lametta. Das ist der deutsche Weihnachtsbaum, ohne den wir uns kein Weihnachtsfest vorstellen können. Undenkbar ist das Fehlen dieser glitzernden Pracht, unlöslich ist sie verbunden mit dem Weihnachtsfest, genau so wie die unter dem Weihnachtsbaum ausgebreiteten Gaben und seien sie noch so bescheiden.

Wer das erstmal auf den Gedanken kam, den grünen Tannenbaum mit buntem Zierrat zu behängen, ist heute nicht mehr zu ermitteln. Wir wissen lediglich, daß diese Sitte auf deutschem Boden erwuchs und daß sie ebenfalls auf deutschem Boden eine ganze Industrie erstehen ließ, die Brot und Arbeit für Tausende von Händen gibt. Weihnachten feiert die ganze Christenheit. Aber es ist, zurückgehend auf die Zul-

feier der alten Germanen, ein deutsches Fest wie kein zweites, und es ist durchaus kein Zufall, daß fast die gesamte Weihnachtsindustrie in Deutschland beheimatet ist.

Aber nicht Stadt und Land, sondern das Gebirge wollte es sein, wo die Herstellung von buntem Flitter und Tand heimisch

werden sollte, und ebenso die Herstellung von Spielzeug.

Warum wohl? Der einsame Gebirgsbewohner ist es, der an langen öden Winterabenden zur Selbstbesinnung gezwungen wird, wie kaum ein anderer. Er beginnt nachzudenken über seine Umwelt, über Mensch und Tier, über Baum u. Strauch. Was liegt näher, als diese Dinge nachzubilden, zunächst einmal in Holz, das ohnehin reichlich vorhanden ist. Und der farge Boden gibt ihm weniger Ertrag als dem Flachlandbewohner. Die Notwendigkeit, sich einen Nebenerwerb zu suchen,

ist größer als sonstwo. So entstand die Weihnachtsheimindustrie im Erzgebirge und im Thüringer Wald, hier mit Lauscha an der Spitze.

Lauscha, diese fast 7000 Einwohner große Stadt, stellt fast ausschließlich Christbaumschmuck her. Unzählige Familien Greiner wohnen dort — sie führen merkwürdigerweise fast alle



Herstellung von Spielzeug aus Holz im Erzgebirge.



Hier entsteht unser Christbaumschmuck.

Thüringische Heimarbeiterinnen beim Bemalen der Glaskugeln.



Hier entstehen die Puppen.

Sonneberger Heimarbeiterinnen beim Befestigen der Puppenperücken.

den gleichen Namen — die alle Christbaumschmuck anfertigen, und aus allen Häusern tönt das charakteristische Summen der Gasflamme. Den Männern obliegt die eigentliche Arbeit des Glasblasens, die an die Lunge schwere Anforderungen stellt und beim Ausblasen des hauchdünnen Glases eine große Kunstfertigkeit erfordert. Frauen und Kinder, auch die Kleinsten schon, bemalen mit Pinsel und Farbe all die Sterne, Kugeln, Tiere und Vögel, die Vater und Bruder geblasen haben. Sie haben wenig Zeit in frischer Luft zu spielen, und ihre blassen Gesichter stehen in einem traurigen Gegensatz zu den bunten Farben, mit denen sie hantieren.

Das Rohmaterial liefern die Lauschaer Glashütten. Riesige Ströme flüssigen Glases werden zu dünnen Röhren ausgeblasen und dann in kleinere Stücke zerschnitten. Wie der Glasbläser nun mit dem Blasrohr ohne jedes weitere Hilfsmittel die Kugeln und Figuren herstellt, wie er nur mit Hilfe seines Taftsinnes und seines Augenmaßes diese Arbeit leistet, grenzt für den unfundigen Beschauer ans Wunderbare. Wenn er die winzigen Perlen bläst, die außerdem noch mit flüssigem Farbstoff angefüllt und dann von fleißigen Kinderhänden zu Ketten aufgereiht werden, so erhält man erst einen Begriff von der übermenschlichen Mühe, die die Anfertigung des Christbaumschmuckes verursacht. Und dennoch zählt das, was er hierbei verdient, nur nach Pfennigen.

Die gleiche mühselige Arbeit gewahren wir in den Glaspinnereien. Glasröhren werden an der Gasflamme erhitzt, schmelzen, und dann werden daraus Fäden gezogen, die auf einer schnell rotierenden Trommel aufgewickelt werden. Zu Figuren verwoben, umschweben sie nachher in tausendfachen Formen als Engelsgestalten, Schmetterlinge usw. den Weihnachtsbaum. Das allbekannte Lametta wiederum wird aus dünnen Metallfäden bis zu $\frac{1}{20}$ Millimeter Durchmesser hergestellt, die gewalzt und versilbert oder vergoldet werden.

Tausende von Kugeln, Vögeln und Engeln werden auf diese Weise täglich fertiggestellt, denn es gilt nicht nur den Bedarf des einheimischen Marktes zu decken, sondern auch fast das gesamte Ausland, vor allem das europäische, muß von Thüringen aus mit Christbaumschmuck beliefert werden.

In der Nähe von Lauscha liegt das durch seine Spielwarenerzeugung weit über die deutschen Grenzen hinaus berühmt gewordene Sonneberg. Ein einzigartiges Museum beherbergt

hier, nach Jahrhunderten geordnet, die Zeugen einer Jahrtausende alten Geschichte des menschlichen Spielzeugs. Vom alten Aegypten bis zur hypermodernen Nachkriegszeit kann man hier den Spielsinn aller Völkerschaften studieren. Eindringlich wird auch auf dieser Schau die Entwicklung des Sonneberger Spielzeugs gezeigt, die übrigens auf der Weihnachtsmarktausstellung in Berlin einem größeren Kreise zugänglich gemacht wurde. Mit Sonneberg wetteifert in der Spielwarenherstellung das Erzgebirge. Hier entstehen all die zahllosen hölzernen Nachbildungen von Mensch und Tier. Ganze Gutshöfe und Häuser Hunderttausende von Pferden und Rindern werden von Heimarbeitern hergestellt, um einer fröhlichen Kinderschar als Spielzeug zu dienen. Aber auch in seiner Not steht das Erzgebirge dem Thüringer Wald nicht nach.



Gegossene Weihnachtskerzen werden in Schachteln verpackt.

Neben diesem historischen Gebiet haben sich in letzter Zeit noch andere Zentren der Spielwaren- und Weihnachtsindustrie in den Vordergrund geschoben. Aber hier ist es nicht mehr die Jahrhunderte alte Handarbeit, sondern die fabrikmäßige Herstellung, die sich zu einem bedrohlichen Feinde der Heimarbeit entwickelt hat. Einen wesentlichen Einfluß haben auf das Entstehen der fabrikmäßigen Spielzeugindustrie die Zeitströmungen. War früher ein Puffnacker, eine Puppe, die vielleicht sogar die Augen schließen konnte, und ein Zinnsoldat das Entzücken des Kinderherzens, so

sind heute Konstruktionsbautästen, Eisenbahnen, womöglich gar elektrisch, und Autos gefragt, daneben Soldaten, Uniformen, abgesehen von den modernen Gesellschaftsspielen, wie Sechstagerennen, bis zu dem Präzisionsmodell eines Flugzeuges oder eines Schienenzeppelins.

Hier offenbart sich uns ein gewisser Hang zur Technik.

Mehr und mehr hat diese fabrikmäßige Herstellung die Heimindustrie mit ihren rührend naiven Erzeugnissen in den Hintergrund gedrängt. Und so will es eine eigenartige Tragik, daß gerade diejenigen Menschen, die berufen sind, durch ihrer Hände Arbeit Freude in Tausend Herzen zu tragen, an dieser Freude keinen Anteil haben, denn Not und Sorge sind bei ihnen zu Gast. An uns liegt es, dieser Not zu steuern und durch den Kauf von Schmuck und Spielzeug dem Heimarbeiter den Anteil an der Freude zu sichern, die zu jedem echten, zum deutschen Weihnachtsfest gehört.

Jakob Vogatreuter

(19. Fortsetzung.)

Roman aus den bayerischen Bergen
von Hans Ernst.

Und hier in diesem Tal sollte sie nun die Untreue eines geliebten Menschen vergessen lernen; hier sollte sie ihrem Liebestraum ein Grab schaufeln, um darin alles zu versenken, was für sie einst wönig und süß gewesen war: das wunderfame Märchen von Liebe und Glück. Aber sie wollte weiterleben in dem Bewußtsein, daß dieses Märchen einmal süße, sonnige Wirklichkeit war, daß sie in ihm süße, nie zu vergessende Stunden genossen hatte.

Die Nacht senkte sich über den Sonnenhof. Duster warfen die Tannen ihre Schatten auf das Haus her.

Mit ineinandergeschlungenen Händen saß Julia auf der Bank. Träne um Träne rann über ihre bleichen Wangen, obwohl sie sich alle Mühe gab, sie zu verhalten. Aber es ging nicht. Die Erinnerung war eben noch zu neu und zu stark. In ihren Gedankengang drängte sich ein schönes, von der Sonne braun gebranntes Männergesicht, aus dem ein paar dunkle Augen sie groß und leuchtend, fast bittend, ansahen, als wollten sie sagen: „Hab ich dir weh getan?“

Endlich erhob sich Julia und ging zurück zum Wohnhaus. Langsam Schrittes stieg sie dann die Treppen hinauf und warf sich angekleidet aufs Bett.

Einige Stunden früher.

Die Dämmerung lag bereits über dem Boggtreuterhof und von dort herauf tönten leise die Abendglocken. In der Natur lag der Friede des schlafengegangenen Tages.

Jackl stand in seinem Zimmer und starrte hinaus in die werdende Nacht.

Plötzlich horchte er auf. Ein schwermütiges Lied, von mehreren Stimmen gesungen, klang zitternd und wehklagend durch die Lüfte. Es paßte so recht zu seiner Stimmung. Er schaute hinüber zum Himmelsteinerhof, von dem der Gesang herüberschwebte, und die Falte auf der Stirne wurde noch tiefer.

„Die könne leicht sing'n“, murmelte er, „die hab'n koane Schuld'n aufm Hof. Ja, so einer, wie der Himmelsteiner, hat a leicht's Machal!“ fügte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Ein Lustzug trug ihm jetzt deutlich den Refrain des Liedes ins Ohr, in dem es hieß:

„Aber schön san die schwarz'n Aug'n,
aber treu bleib'n tean i' nia!“

Hart lachte Jackl auf und schritt mit wuchtigen Schritten auf und ab.

Dreimal war er seit jenem Tag total betrunken nach Hause gekommen. Fürwahr, der Alkohol war für sein liebefränktes Herz eine vortreffliche Medizin. Er half ihm wenigstens einigermaßen vergessen, was nun doch vergessen werden mußte. Leider reichte dieser Trost nur einige Stunden aus; denn wenn Jackl aus seinem Dämmerzustand erwachte und ihn die grausame Wirklichkeit anstierte, dann wußte er, daß es ein Vergessen nie gab, weil er zu sehr an dem Mädchen gehangen, das ihn nach seiner Ansicht treulos verlassen hatte.

Mittlerweile war es Nacht geworden, eine stille, lauschige Nacht, mit unzählig vielen zuckenden Himmelslichtern am tiefdunklen Horizont. Durch das offene Fenster drang die harzige Luft der Tannen, die der einsame Mann am Fenster wie ein Durstiger in sich einsog.

Längst war der Gesang verstummt, still und träumerisch lag die Nacht über dem Boggtreuterhof. Unverwandt starrte Jackl hinauf in den schlafenden Bergwald.

Konnte man nicht dort oben auf den dunklen Höhen versuchen, zu vergessen?

Plötzlich kam wieder das brennende Verlangen über ihn, hinaufzustürmen in den nächtlichen Wald, den Stützen in der Faust, wie in früherer Zeit. Lange war es her, daß er die schwarze Maske getragen hatte. Julia, der zulieb er das Wildern aufgab, hatte ja auch ihr Wort gebrochen. Warum sollte er nicht tun, was ihm das Leben einigermaßen schön und erträglich machte?

Er riß den Stützen aus dem Schrank, in dem er nun schon seit jener Herbstnacht im hintersten Winkel gestanden hatte. Zitternd glitten seine Finger über den blanken Stahl des Rohres. Wie kühl es war. Da fiel sein Blick auf Julas Bild. Wie lieb und bittend ihn ihre Augen ansahen! Wie früher. Rauh lachte er auf und drückte den Schaft des Gewehres fester an sich.

Leise verließ er darauf das Haus und lenkte seine Schritte gegen den Wald. Als er eine Weile gewandert war, blieb er stehen und sah hinein in die Finsternis.

„Wie schön! Und soviel Frieden! Und die Menschen sind so schlecht!“ Leise hatte Jackl die Worte vor sich hin gemurmelt, dann schritt er weiter.

Der Pfad verlor sich schließlich in ein steiles Latschenfeld. Sein Herz begann jetzt höher zu schlagen. Lautlos kletterte Jackl die Latschen hinauf. Plötzlich blieb er mit einem Ruck stehen. Waren das nicht rollende Steine? Da tauchte auch schon dicht vor ihm ein grauer Schatten auf. Jackl strengte seine Augen an, um zu erkennen, was es war.

Jetzt mußte ihn das Wild gewittert haben, denn es wandte sich mit einem Satz zur Flucht.

Da krachte auch schon der Schuß und röchelnd stürzte das Tier in die vorderen Läufe, schnellste nochmals empor und brach dann zusammen.

Jackl hatte sich hinter einen Busch geduckt und lauschte mit angehaltenem Atem nach allen Richtungen. Nichts war zu hö-

ren, nur in der Ferne rollte noch das Echo des Schusses nach und auch das war jetzt verhallt.

Jackl ging auf seine Beute zu und nahm die Eingeweide heraus. Es war ein schwacher Gabelbock. Aber Jackl war für heute zufrieden. Der Anfang war gemacht und hatte ihm gezeigt, daß er auch in dunkler Nacht noch gut zu treffen wußte.

Er versteckte den Bock in einem Wurzelloch und warf Moos darüber, dann trat er den Heimweg an.

Sein Gewehr nahm er vorsichtshalber mit nach Hause.

Von diesem Tage an krachte es des Nachts bald da, bald dort im Walde. Den Jägern gelang es trotz unermüdlicher Suche nicht, des Wilderers habhaft zu werden. Es war schon bekannt geworden, daß die schwarze Maske wieder ihr Unwesen trieb, und zwar viel stärker und frecher wie vor einem Jahre. Ueberall im Walde traf man auf Wildaufbruch, doch vom Uebeltäter war keine Spur zu finden. Es war, als hätte ihn jedesmal nach einem Schuß der Erdboden verschlucken.

Jackl aber hatte in kurzer Zeit sechs Wilderer zusammengebracht, deren Führer er geworden war. Während er früher nur aus Lust und Leidenschaft gewildert hatte, tat er es jetzt, um daran zu verdienen. Das Schönste aber war, daß seine Kumpanen nicht einmal wußten, wer ihr Führer war. Denn niemals hatte er sich ihnen ohne Maske gezeigt.

Als sie ihn zu ihrem Hauptmann gewählt hatten, gab er ihnen zur Antwort:

„Gut, ich nehm's an unter der Bedingung, daß mich keiner fragt, wer und was ich bin.“

Keiner fragte ihn nach seinem Namen, blindlings folgten sie ihm auf den Wegen, die er sie führte. Mehrmals hatte er ihnen Beweise von Mut und Unerblichkeit geliefert.

Bei den Blutbuchen trafen sie bei sinkender Dämmerung unter irgend einem Losungswort zusammen, das der Führer jedesmal bestimmte. Dann ging es zuerst nach einer Felsenhöhle, die für einen Aineingeweihten niemals zu finden war, da sie versteckt u. vor wilden Sträuchern fast gänzlich umwuchert lag. In dieser Höhle mußte jeder seinen falschen Bart abnehmen, so hatte es Jackl verlangt, um jeden Verrat zu verhindern. Nachdem die Nacht fast völlig hereingebrochen war, ging es ans Handwerk.

24. Kapitel.

Still und voll Zauber lag die Johannisnacht über dem Sonnenhof.

Julia saß, wie so oft, auf der Bank im Obstgarten und dachte voll Wehmut an die kurze Glückszeit ihrer großen Liebe. Sie hatte nicht des schmalen Goldreifs an ihrem Finger bedurft, um daran erinnert zu werden. Mit jeder Faser ihres Herzens hing sie noch an Jackl, den sie trotz seiner Untreue immer noch liebte. Julia Buchberger konnte nicht vergessen!

Was wird er jetzt gerade tun? Ob er wohl noch an sie dachte? Sie hörte nur selten etwas von ihm. Die Schwester hatte ihr einigemal von ihm geschrieben. Weil es sie noch immer schmerzte, hatte sie gebeten, es nicht zu tun.

Sie horchte auf. Schritte näherten sich. Es war der Bauer, der seinen Rundgang um den Hof machte und jetzt neben ihr Platz nahm.

*

Durch die Stille des Waldes huschten lautlos und geschmeidig wie Katzen sieben Gesellen.

Jetzt blieben sie stehen.

„Kameraden, ich glaub, wir hab'n uns verirrt“ sagte jetzt der Führer.

„Na!“ sagte ein anderer. „Ich glaub net, wenn mir recht is, hab ich da amal g'holzt.“

Sie schritten weiter und hatten bald darauf den Waldbrand erreicht. Im Silberlicht des Mondes lag der Sonnenhof vor ihnen.

„Was is dös für ein Hof?“ fragte der Mann mit der Halbmaske. „Der Sonnenhof!“

„Ja! Die Bäuerin soll erst kurz g'storben sein.“

(Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



50 Jahre Carl Schäf, Annaberg.

Am 1. Dez. war ein halbes Jahrhundert vergangen, seit die Fa. Carl Schäf in Annaberg gegründet wurde. Ihre Eröffnung fand 1883 am Fleischerplatz Nr. 4 als Kolonialwarengeschäft u. Destillation (Groß- u. Kleinhandel) statt. Der Gründer des Unternehmens war der Seniorchef Carl Schäf. Das Jahr 1902 brachte die Geschäftsverlegung nach der Kl. Kirchgasse 1, Ecke Wolfenteiner Straße. Das Unternehmen entwickelte sich zusehends. 1893 erfolgte die Uebertragung einer Kollektion der Sächs. Landeslotterie an Herrn Schäf. Am 1. April 1908 eröffnete dann Herr Otto Schäf jr., ein Sohn des Gründers der Stammsfirma, am Fleischerplatz Nr. 4 eine Drogerie, die aber bereits ein Jahr später mit der Fa. Carl Schäf verschmolzen wurde. Der 1. Oktober 1910 brachte die Einrichtung der Brennspiritus-Großvertriebsstelle durch die jetzige Reichsmonopolverwaltung für Brantwein. Am 1. Oktober 1911 vollzog man alsdann die Gründung einer offenen Handelsgesellschaft durch Eintritt des Herrn Otto Schäf. Nach jahrzehntelanger Tätigkeit trat darauf am 1. Juli 1914 Herr Carl Schäf aus der Firma aus. Von da an war Herr Otto Schäf (Kolonialwaren u. Drogen) Alleininhaber und Verwalter der Staatslotterie-Kollektion. — Unser Bild oben links zeigt das Geschäftshaus der Jubelfirma.

Goldenes Jubelpaar in Schleittau.

Vorige Woche konnte der Waldarbeiter i. R. Karl Ernst Martin mit seiner Gemahlin August Minna geb. Wagner in noch körperlicher und geistiger Rüstigkeit die goldene Hochzeit begehen. Die Einfegnung nahm Herr Pfarrer Richter vor. Dem greisen Paar wurden mancherlei Ehrungen zuteil. Auch wir bringen an dieser Stelle dem Jubelpaar nochmals die herzlichsten Glück- u. Segenswünsche dar.

— Unser Bild nebenstehend rechts zeigt das goldene Jubelpaar in Schleittau.



(Photo: Drogerie Uhlig, Schleittau i. Erzgeb.)

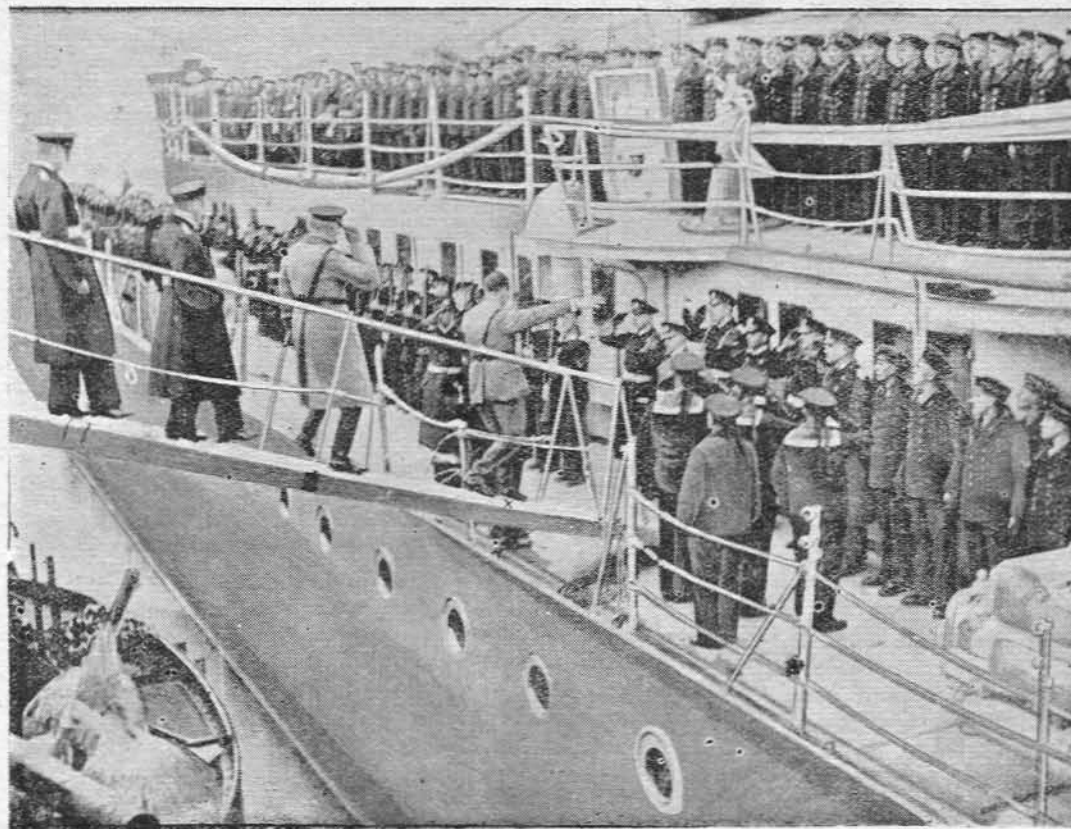


Das leuchtete Amerika.

Amerika gab seiner Freude über den Fall des Prohibitionsgesetzes in reichlichem Maße Ausdruck. Unser beistehendes Bild in der Mitte rechts zeigt den Betrieb in einer Bar in der ersten Nacht nach der Aufhebung des Prohibitionsgesetzes.

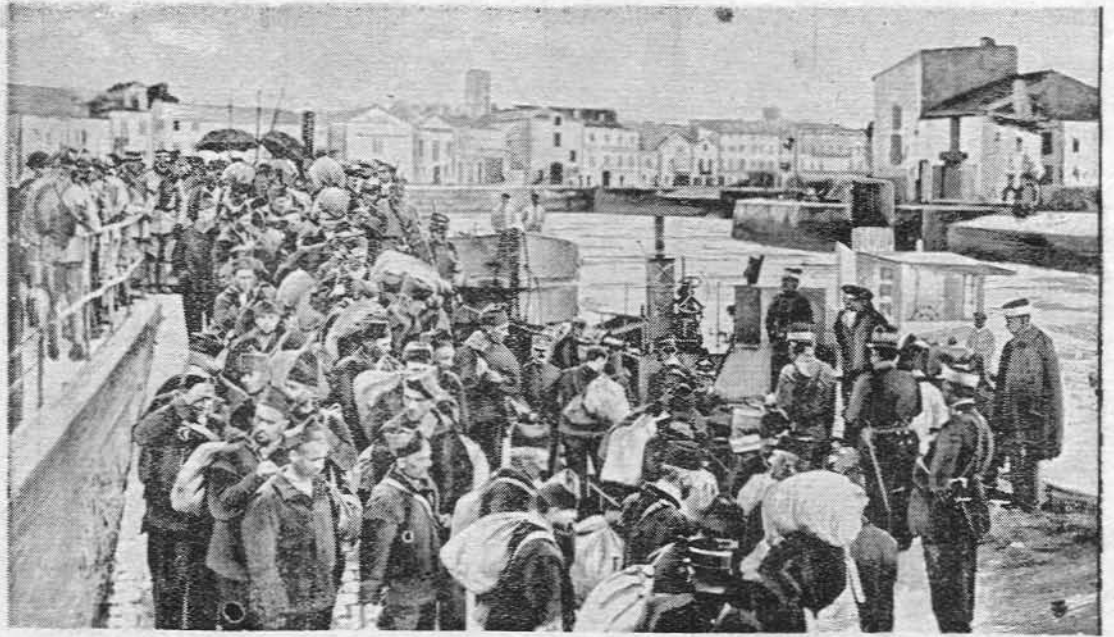
Der Führer begrüßt den Kreuzer „Köln“.

Der Kreuzer „Köln“ ist, wie wir in der „D. Z.“ bereits ausführlich berichteten, von seiner einjährigen Auslandsreise zurückgekehrt und in Wilhelmshaven eingelaufen, wo der Reichskanzler Adolf Hitler an die Besatzung eine Begrüßungsansprache hielt. Unser nebenstehendes Bild zeigt, wo der Reichskanzler Adolf Hitler sich zur Begrüßung an Bord begibt.



Zur blutigen Meuterei auf der „Martinière“.

An Bord des französischen Schiffes „La Martinière“, auf dem mehrere hundert Schwerverbrecher nach der französischen Verbrecherkolonie Cayenne befördert werden, brach, wie bereits gemeldet, bekantlich vor der Einfahrt in den Hafen von Algier eine blutige Meuterei aus, wobei 40 Schwerverbrecher getötet und eine große Zahl verwundet worden sein sollen. Unser erstes aus Marseille eingetroffenes nebenstehendes Bild zeigt die Einschiffung dieser Sträflinge an Bord der Martinière.



Der Führer auf dem großen Konzert der SS.

Der Führer weilte mit mehreren Mitgliedern der Reichsregierung auf dem großen Konzert der SS., das im Berliner Sportpalast zugunsten der Winterhilfe veranstaltet wurde. Unser nebenstehendes Bild zeigt die erste Zuschauerreihe von links nach rechts: Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, Reichsführer der SS., Himmler, der stellvertretende Führer, Rudolf Heß, der Reichkanzler und Reichswehrminister v. Blomberg.

Weihnachtsspielzeug.

In allen Läden und Warenhäusern sieht man jetzt Spielzeugauslagen. Die besondere Begeisterung der Kleinen erweckte dieses Erzeugnis der deutschen Spielwarenindustrie, das alte deutsche Märchen vom Wolf und den sieben Geislein, das wir nebenstehend im Bilde zeigen.



(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

Sie schritten nun hinter dem Haus vorbei durch den Obstgarten. Plötzlich deutete einer mit der Hand auf eine Bank.

„Da sitzt a Paar!“ raunte er dem Führer ins Ohr.

„Laß' s' sitzen! Wird wohl ein Knecht sein mit sein'm Schatz.“

Sie schritten an den beiden vorbei, die ängstlich auf die verummten Gestalten schauten. Zitternd hatte sich Jula an den Bauern geklammert.

Plötzlich stieß sie einen halblauten Schrei aus und fuhr in die Höhe. Diese Gestalt! Dieser Gang!

Kein Zweifel, er war es. Sie hätte ihn unter Tausenden erkannt.

Jetzt war auch er stehen geblieben. Dicht trat er an sie heran und aus den Löchern der Maske funkelten zwei feurige Augen hervor. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er die ihre fassen, ließ aber gleich wieder den Arm sinken und sagte scharf:

„So, da bist du!“ Dann deutete er auf den Bauern, der noch immer regungslos auf der Bank saß.

„Hast dich ja schon um Ersatz umg'schaut! Viel Glück!“

Dann eilte er seinen Kameraden nach. Er hörte nicht mehr den Schrei, der ihm nachklang.

Als Jockl mit seinen Gefährten den auf der anderen Seite sich emporziehenden Wald erreicht hatte, blieb er abermals zurück und schaute lange auf den Sonnenhof hinunter.

An der ganzen Alpenkette entlang waren plötzlich viele Feuer aufgeflammt — — Johannisfeuer.

*

Mit unerbittlicher Gewalt nahte der 1. Juli heran, an dem der Boggtreuterhof zur Versteigerung kommen sollte.

Jockl hatte alles versucht, das Geld aufzubringen, und der Alte war zu den früheren Freunden gegangen, aber überall war es umsonst. Das Sprichwort „Freunde in der Not gehen tausend auf ein Lot“ wurde zur Wirklichkeit.

Es war am Abend des 28. Juni, als sich der alte Boggtreuter und Jockl in der guten Stube gegenüber saßen. Jockl hielt ein Schreiben in der Hand, das er schon ein dutzendmal durchgelesen hatte. Es enthielt nichts als die höfliche Einladung für den 29. Juni zu einer geschäftlichen Besprechung mit dem Holzgroßhändler Eduard Bendel.

„Es ist die oanzige Rettung“, unterbrach jetzt der Alte das Schweigen. „Du mußt die Bendel heirat'n, oder wir steh'n in drei Tag als Bettler da!“

Jockl blieb stumm. Er wußte, daß es keinen anderen Ausweg mehr gab. Und trotzdem graute ihm davor. Wenn wenigstens nur der eine Wechsel mit den 50 000 Mark fällig gewesen wäre! So aber waren am gleichen Tage zwei weitere einzulösen: einer mit 15 000 und einer mit 18 000 Mark. Dazu kam noch die unbeglichene Krankenhausrechnung von 3000 Mark.

In wildem Durcheinander tanzten vor Jockls Augen die Buchstaben — 86 000 Mark!

Der Vater hatte recht. Es gab sonst wirklich keinen Ausweg. Er stöhnte auf bei dem Gedanken, neben einem ungeliebten Weibe dahinleben zu müssen. Und doch — was blieb ihm übrig? Schwer atmend erhob er sich und murmelte:

„Ich will mirs amal überlegen.“ Dann trat er unter die Haustüre. Langsamem Schrittes ging er über den Hof und lehnte sich an das Scheunentor.

Welcher Friede um ihn her. Wie wohl tat es, als der kühle Abendwind über seine heiße Stirn strich. Traumverloren starrte Jockl auf den leise plätschernden Brunnen. Ihm war, als säße dort auf seinem Rand eine Gestalt, die mit nassen, rätselhaften Augen zu ihm hinüberschaute. Wallend floß das rußbraune Haar über die Schultern. Jetzt öffnete sie den Mund, bot ihm die blutroten Lippen zum Kusse dar, lächelte, als wollte sie sagen: „Komm doch, ich hab dich doch so viel gern, schau, wie mein Herzerl voll Lieb is, und mein Blut voll Unruh. Komm doch, wir wollen g'licklich sein, lachen und scherzen!“

Der Träumende schloß die Augen. Wie schmerzte die Erinnerung an jene Zeit.

„O Jula! Warum hast mir dös antan?“ kam es aus seinem Munde.

Vom Walde zog ein balsamischer Duft herüber, der so stärkt und zugleich so müde macht.

Vom Garten her ließen sich jetzt schäfernde Stimmen vernehmen, und Jockl erkannte bald die übermütig Lachenden: Annerl und Sepperl.

Glücklich, wer so lachen konnte!

Vom Kirchturm herauf schlug es jetzt 9 Uhr, und kaum war der letzte Schlag verhallt, als die Glocken zum Abendsegen läuteten.

Benommen lauschte Jockl der ehernen Melodie, die es verstand, sich in sein Herz zu schmeicheln. Und plötzlich wußte er es: er liebte seine Heimat mit allen Fasern seines Seins. Noch nie war er sich dessen so stark bewußt geworden, als in dieser Stunde.

Und in dieser Minute schwur er, sich seine Geburtsstätte zu erhalten. Sie war es wert, in den allerdings recht bitteren Apfel zu beißen, den ihm das Schicksal entgegengerollt hatte. Sie war es wert, ein ungeliebtes Weib zu freien.

Mit einer energischen Bewegung warf er den Kopf in den Nacken und schritt hinüber in die Stube.

„Ich fahr' morg'n mit dem ersten Zug auf München.“ Der Alte schnellte in die Höhe.

„Vergelt's Gott, Bua!“ Er reichte dem Sohn beide Hände hin. Flüchtig drückte sie Jockl, dann stürmte er davon.

Eben schlug es halb; um 10 Uhr mußte er bei den Blutbuchen sein.

Ungeduldig warteten dort sechs verummte Gestalten auf ihren Führer. Sollte er sie im Stich gelassen haben, weil er so lange auf sich warten ließ?

Doch da tauchte in der Dämmerung die hohe schlanke Gestalt desselben auf.

Er trat unter sie, drückte jedem die Hand und sagte dann mit unterdrückter Stimme: „Kameraden! Heut ist's die letzte Nacht, daß ich bei euch bin —“

Rufe des Staunens wurden unter den Wilderern laut, — weil ich morg'n fortfahr' und mir a Braut holl!“

Dies konnte er ruhig sagen; denn er wußte es mit Bestimmtheit, daß er von Hedwig keinen Korb zu befürchten hatte.

Jetzt streckten sich ihm sechs Hände entgegen, um die seine zu drücken. Einer versuchte sogar, ein Hoch auf die zukünftige Wildschützenbraut loszulassen. Aber ein anderer schüttelte ihn derb an der Schulter:

„Mensch, was fällt dir ein? Bist narrisch worden?“

Und mit unterdrückter Stimme erzählte er dann, was er in vergangener Nacht gehört hatte, als er an des Försters Stubenfenster gelauscht hatte.

Ein ganzes Aufgebot von Forstbeamten sollte mit Hilfe von Gendarmerie heute Nacht in den Bergwald ziehen, um dem schändlichen Treiben der Wilderer ein Ende zu machen.

Jockl zuckte zusammen. Sollte ihm die letzte Nacht noch zum Verhängnis werden? Gut, so soll es denn sein! Aber lebend sollten sie ihn nicht in die Hände bekommen.

Jockl fragte jetzt denjenigen, der am Forsthaus gelauscht hatte, ob er nicht wisse, nach welcher Richtung die Jäger ihre Streife machten.

„Ich glaub, nach'm Kogl.“

„Gut, dann gehn ma heut aufs Kar. Bevor wir aber geh'n, will ich euch aber daran erinnern, was auf'm Spiel steht. Sollten die Jaga komma, so will i net hab'n, daß Blut fließt. Menschenleben will ich keins auf'm G'wissen hab'n. Sollten s' trotzdem ein von uns erwischen, so versprech ich ihm, für seine Angehörigen zu sorgen, aber nur unter der Bedingung, daß er seinen Schwur net bricht und kein seiner Kameraden verrat!“

Schweigend hoben die Männer die Schwurfinger und erneuerten ihren Schwur. Darauf verließen sie die Höhle.

Der erste Schuß am Kar war gefallen, und kaum war das Echo verhallt, wurde es ringsum lebendig. Von zwei Seiten zu-

gleich schallte ein herrliches, kurzes „Halt!“, so daß die Wilderer in ihrer ersten Bestürzung nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten.

„Zurück in die Höhle!“ raunte Jackl den übrigen zu. Doch es gab keinen Ausweg mehr, überall funkelten ihnen blizende Gewehrläufe entgegen.

„Verflucht!“ schrie Jackl. „Wehr' sich jeder seiner Haut, so gut 's geht.“

Im selben Moment aber fühlte er, wie zwei Arme gleich eisernen Klammern sich um seinen Leib schlangen, und nur mit Aufbietung seiner ganzen Kraft gelang es ihm, den Angreifer abzuschnüffeln.

Es entspann sich jetzt ein wütendes Handgemenge. Zwei der Wildschützen lagen schon gefesselt am Boden. Schaurig gellten die Flüche der andern durch den Karwald.

Jackls Faust traf eben wieder einen Jäger, der mit einem Schrei zu Boden taumelte.

Aber was half es: die Uebermacht war zu groß.

Nach fünf Minuten waren die Wilderer überwunden bis auf einen. Der stand noch frei und aufrecht, wie ein Verzweifelter, den Kolben über seinem Haupte schwingend.

Plötzlich fühlte er seinen Hals von zwei Fäusten umklammert. Und diese Fäuste tasteten an seinem Gesicht empor; ein Ruck — die schwarze Halbmaske flog zu Boden. Jackl griff nach dem Gesicht des Angreifers, zerrte an dem struppigen Vollbart des Försters, dessen Mund sich ein staunendes „Ah!“ entrang.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feieroöhm



Mr muß sich nār ze hālfen wissen!

(Nachdruck verboten.)

Dr Salzstädt'n-Gotthold aus dr Gemaa uhm un dr Ginsten-Moriz die wuhnetn alle zwaa besamm in en'n Heisl, un se hoom siech aah mit ananner allemeitog esu racht schie vertrogn. Kaaner leget ne annern awos nei in Wag; beileibe net. Wos dr Gotthold ahgob, dos machet dr Moriz miet — un esu war dos Ding aah wieder imgedreht. Esu warsch aah alle Gahr ze Weihnachten.

Im dar Zeit rim, do hatt jeder vu die zwaa Mann'n 'en richting Marrn dra gefrass'n, sei Stüwl racht schie harzericht'n. Doderzu gehāret natierlich aah e rachter schiener Chrißbaam. Obr nu haltig — gefaast wur dar net. I wos! Dan Baam hulet siech jeder of dan Flack, wu ar nischd kost't: Draußen ausn Wald.

Sitte Sach is nu freilich von uhm runner, vun dr Forscht-masterei, verbut'n. Obr — wenn mer ne Buggl net d'rwißt, do kaa mer ne net ei'sperrn. Freilich, dr Salzstädt'n-Gotthold, dar fūhret do allemol draußn in Wald e ganz straflich's Hand-wark. Dar hatt namlich die olbere Mode un schniet als Chrißbaam uhm vun 'ner racht grūßn Ficht' ne Gippel (Gipfel) runner.

„Sitte über-ardische Chrißbaam“, saacht dr Gotthold, „die hoom rachte karnige, straffe Aste — un se brinne aah viel besser!“ Domiet maanet'r, wenn mer schie nooch de Feiertog neistekt in Uf'n. Die Ahlsicht gelaabet (glaubte) nu aah dr Moriz.

Feier versuchet'n die zwaa Gescheit'n nu aah wieder ihr Gelick un machet'n vür Weihnacht'n naus in Wald of'n „Chrißbaam-Kaaf“. Jeder hatt e Strick an Arm hänge un unner dar Schärz (Schürze) drunner e Handsaag gebunden. Na, in Wald dauß'n, do sei se nu alleweil rimhar geloff'n, bis se su ene grūße schiene Ficht' fand'n. Dr Gippel uhm drauf, dar war wie mit'n Bärtel gemass'n.

Dr Salzstädt'n-Gotthold band siech sachte sel Saagl of'n Buckl, speiet nei in de Händ' un machet an dar Ficht' mühsalig in dr Höh'. Mei Moriz blieb wuhlweislich unt'n trat'n, un passet auf, doß in dar Zeit, wu se of Weihnacht'n zu arbet'n, kaa Farscht'r (Förster) in de Quaare geloff'n kam.

Es hot nu aah net lang gedauert, war mei Gotthold gelicklich bis in de Aest nauf.

„Trat nār ike lieber e bißl nüber of dr Seit', mei guter Moriz, doß dir dar Chrißbaam net epper of'n Kup fällt!“ saht dr Gotthold vun uhm nieder aus dr zwät'n Etasch'.

Schu trot dr Moriz e Stück nüber — nah an e paar klaane Fichtle. Obr gelick hatt'r seine Aang wieder druhm bei sen'n Freind un tot aufpass'n, wie dar uhm in dan Aest'n ze Fack kam. Un, waß dr Ruckuck, dos Maul-Auffperrn sollt' heit sei Pach sei!

Mei Moriz tritt noch klaane fünf Minuten do, ike ward doch vun hint'n ausn Wald raus dr Farscht'r ahgeschlich'n kumme. 'r hot vun weitm awos knack'n gehārt, un do schoß'n gelick 's Blaatl. Ike kimmtr gerod zeracht. Sachte — wie e Meisl — tritt hinner ne Moriz nah, sogt kaa Wort un guckt aah gemietlich miet nauf of dan Baam. Nu warsch bluß e Gelick, doß druhm dr Gotthold noch net mit dar Saagerei ahgefange hatt.

E' klaans Fäntel hot mei Farscht'r noch miet naufgeguckt, noochert tritt'r rim an Moriz senner grinn Seit.

„Sog'n Se amol,“ freegit'r esu e bißl racht dumm, „wos macht dā dar Maa dortn uhm?“

Inu, über ne Schrad! Men'n Moriz warsch, als habet'n aaner ene daamische Schall nei. 'r tot siech obr fix ne greßt'n Zwang ah un steckt 's uhschuldigste Gesicht vun dr Walt auf.

„Harr Farscht'r“, saacht'r un hielt de Handsaag of dr Seit nim, „ich guck aah schu ene ganze Päng nauf! Wiß'n se wos, Harr Farscht'r: Ich denke mer nār gar, dar ward siech do druhm hänge!“

Dr Farscht'r möcht' bal lach'n. „So, so!“ spricht'r un guckt men'n Moriz e bißl racht schallmisch in de Aang nei. „Obr, dar klattert doch racht huuch nauf! 's Hänge' gieht doch unt'n viel schinner!“

„Dos hob iech aah schu bei mer gedacht, mei gutr Harr Farscht'r!“ gob dr Moriz fix zer Antwort. Doch dr Farscht'r machet'n de Höll ike esu richtig haaf un saacht: „Un Sie?“ saacht'r. „Wos wolln Sie dā dohiert'n? — Sie hoom doch ene klaane Saag in dr Hand!“

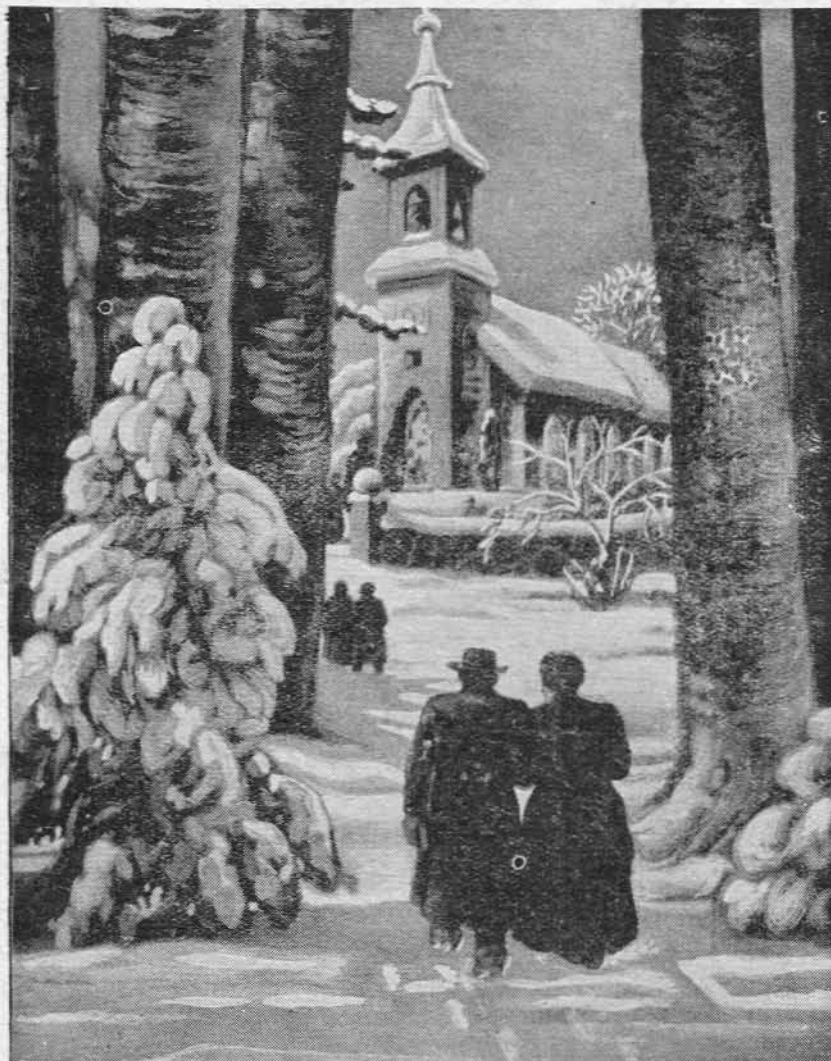
„Jech, Harr Farscht'r! Wos iech do will? — Inu, Harr Farscht'r, nischd für uh'gut: Wenn'r siech söllt' noochert gehängt hoom — do schneid' iech ne mit dar Saag wieder oh!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

Wie's mein Freind Emil mit de selbst-gemacht'n Weihrauchkärzle gange is

Dr Emil hat in ener altn Zeitung gelaßn, wie de gutn Wiesenthaler Weihrauchkärzle gemacht warn. Weil nu de Weihrauchkärzle in D. esu teier warn un nischd wert warn, machet 'r sich nooch dan Rezept selber welche. Ne ersichtn Ohmd hat 'r 150 Stick fertig un baut se of'n Rachelusen. Nooch zwā Zoogn hulet 'r se ro, weil se trockn warn. Noochert machet 'r aus dan lehtn Täag noch 450 Stick. 'r war fruh, wie 'r mit dr heillusen Arbet fertig war. Wie 'r ne annern Mittig ehämm kimm, schnuppert 'r schie in dr Hausflur, weils esu stark nooch Weihrauch roch. Wie 'r nu vollerscht in Birsaal neikimm, denkt 'r net anners, sei Alte hot en annern Gelabn kriegt. Se stieht dort un flecht. Un wos war'sch? Die Weihrauchkärzle warn alle-zamm verbrannt. Inu du Ugelick, wie bluß die Deck von dr frischgeweißten Stub ausfoog. Nu warsch ner noch e Gelick, doß sei Alte alle Ohmd ne Zäffig miet in dr Rich nahm, doß 'r net friern sollt, sonst wär dar vir lauter guten Weihrauchduft häßcher worn oder gar drstikt. Die drackete Deck hot noochert de Schwiegertochter mit en neibackene Brot ogeriebn, doß ner net gar esu schlacht ausfoog. Ober dr Emil hot in nächstn Gahr wieder seine Räächerkärzle gebaut, aber uhne abzehrenne.

Willy Zichiesche, Döbeln.



Weihnachtslieder

Weihnachtsglocken klinge wieder
un de schiene Zeit bricht aa;
alte, langvertraute Lieder
klinge an de Ohren naa.
Alt un Gung dos kimm in Raasch
un de Kinner hobn ihren Traasch.

Tausend schiene Dinger warten,
doß mer se sich kaafen soll;
Frasserei vu allen Arten,
alle Läden stiehe voll.
Spielzeug aa in schwerer Meng,
när a's fahlt, — dos sei de Pfeng!

Doch de Mutter hoot e Kastel
in ihren Schrankl drinne stieh;
vu ihren Wirtschaftsgald e Kastl
tat se jede Woch dorthie.
Un nu läßt se un kaast ei —
dä wos sei muß, dos muß sei!

Un se tut an alles denken,
hot bei Fog und Nacht kã Ruh;
alle will se doch beschenken,
hakelt, strickt und flickt derzu.
Wu blieb unne Weihnachtsrãd,
hãtt,n mr unne Mutter net!

Kinner, jah ich of die Seiten,
ka an bal de Luft vergieh;
Armetei bei allen Leuten,
na, vielleicht werds bal racht schie;
un drüm brenn ich alter Maa
hoffnungsvoll mei Lichtel aa.

Weihnachtslicht! Gerod im Dunkeln
strahlst du haller in der Welt,
tu in alle Harzen funkeln,
wu e Schei vu dir gefahlt!
Mach de finstern Harzen hall,
fruhe Weihnacht überall!

Max Wenzel